



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

PROF. DR. MARIA-ANNA BÄUML-ROSSNAGL
DEPARTMENT PÄDAGOGIK UND REHABILITATION
WWW.PAED.UNI-MUENCHEN.DE/~BAEUML-ROSSNAGL
WWW.EDU.LMU.DE/EHTIK-AESTEHTIK



Münchner Kompetenzzentrum Ethik
Prof. Dr. Maria-Anna Bäuml-Roßnagl

Gastvortrag

Dr. Eugen Drewermann

*„... und es geschah“: Schöpfung und Evolution -
Anfragen an die Wissenschaften*

Donnerstag, 13. Dezember 2007 / 18.00 – 19.30

GROSSE AULA

Hauptgebäude der LMU / Geschwister-Scholl-Platz

Einleitende Worte: Prof. Dr. Maria-Anna Bäuml-Roßnagl

Liebe akademische Freunde, mit diesem besonderen Gruß habe ich die Einladung zum heutigen Gastvortrag verschickt und ich möchte noch einmal betonen: wenn wir hier zu einem Gastvortrag von Prof. Dr. Eugen Drewermann zusammengekommen sind, sind wir auch eine besondere Art von geistiger Gemeinschaft. Es ist erfreulich, dass so viele den Weg hierher gefunden haben, um Prof. Dr. Eugen Drewermann - ich darf Sie hiermit herzlich begrüßen - auch einmal persönlich zu erleben und nicht nur seine wunderbaren Bücher zu studieren.

Eine kurze Anmerkung - wenn Sie gestatten - zum Anlass dieses Gastvortrages und warum es mir und auch meinem Mann so ein Anliegen war Sie, sehr geschätzter Herr Prof. Dr. Drewermann, an die Universität München herzubitten.

Im Herbst dieses Jahres haben wir die Wissenschaftstage an unserer Universität veranstaltet. Der Themenbereich zur Schöpfungsproblematik bzw. die großen Fragestellungen zur Entstehung der Welt wurden recht diskursiv erlebt. Wir haben mittlerweile auch öffentliche Debatten (SZ-Berichte usw.) erfahren, wo man sagt, die Geisteswissenschaften hätten in unserer Gesellschaft kaum mehr einen Platz. Vor allem an unserer Universität stimmt das sicher nicht, was diesbezüglich derzeit durch die Medien geht, dass die Geisteswissenschaften ihre Bedeutung an der Universität München verloren hätten. Und der heutige Abend wird uns zeigen - wenn wir einen so integralen Denker wie Herrn Prof. Dr. Eugen Drewermann erleben - dass wir die Geisteswissenschaften dringend brauchen, um gesellschaftlich wieder Orientierung zu bekommen.

Ich wünsche Ihnen nun allen viel geistige Freude bei diesem Gastvortrag.

Prof. Dr. Eugen Drewermann

„... und es geschah“: Schöpfung und Evolution - Anfragen an die Wissenschaften

(Tonbandabschrift des frei gehaltenen Vortrages)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ganz herzlich danke ich Frau Prof. Bäuml für die freundliche Einladung und Einleitung, Ihnen allen aber für das große Interesse und in gewissem Sinne für den Mut, am heutigen Abend sich Gedanken auszusetzen, die manch einem von Ihnen, der in christlicher Tradition groß geworden ist, als ein Erdbeben erscheinen mögen; anderen, die des Kinderglaubens längst entraten sind, neue Denkanstöße bieten.

Worum es geht, ist nichts Ungefährliches, andererseits dringend Notwendiges.

Bemühen möchte ich mich heute Abend um den Versuch einer Synthese zwischen Aufklärung und Frömmigkeit, zwischen Wissen und Glauben, anders gewendet: um die Beendigung einer Theologie, die im Widerspruch zu den Erkenntnissen der Naturwissenschaft im 20. Jahrhundert das Bewusstsein spaltet, alternativistisch, in einen unaufgeklärten Glauben oder einen aufgeklärten Unglauben und dazwischen die Seelen der Menschen zerreiht zwischen Hilflosigkeit und Hochmut. Was wir zu tun versuchen, ist in der Dimension der Aufgabenstellung vergleichbar durchaus mit der Situation, welcher im 13. Jahrhundert Thomas von Aquin sich konfrontiert sah mit Aristoteles und dessen Interpretation durch die arabische Philosophie, - ein Schritt in der Entwicklung des Bewusstseins zu einem neuen Einheitsdenken; nicht mehr und nicht weniger wird in unseren Tagen von uns verlangt.

Was waren es einmal beruhigte Zeiten, in denen man entsprechend dem Geist des Mittelalters in einer Welt sich wusste, geordnet nach Maß, Zahl und Gewicht, wie das Buch der Weisheit die Schöpfung Gottes beschreibt. Sie schlagen auf den 8. Psalm mit den wunderbaren Worten: Sehe ich den Himmel, das Werk Deiner Hände, den Mond und die Sterne, das sind die ersten Sätze, die ich beim Hebräisch-lernen von meinem Lehrer zum auswendig memorieren aufgetragen bekam. “Was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst, das Menschlein, dass Du Dich seiner annimmst.“

Wie schön mag diese Welt erscheinen. Wenn Sie an einem Sommertag über eine Wiese schreiten und dem Spiel der Schmetterlinge zuschauen, in deren Flügel die Lichtbrechung Muster hervorruft - Wunderwerke der Geometrie und Symmetrie. Sie atmen den Duft einer Rose und der Moment ist völlig ausreichend, dankbar zu sein für das schier unbegreifbare Geschenk des Daseins. Wem sollten Sie es verdanken als demjenigen, dem in allen Religionen der Menschheit der Name Gott gegeben wird. Ist aus seiner Hand nicht alles geworden, was uns umgibt? Ist es überhaupt vorstellbar, dass irgendetwas existieren würde und nicht viel mehr nichts ohne seinen positiven Willen, diese Welt in die Wirklichkeit zu erheben?

Es war die Theologie, vor allem im Bereich ihres Schöpfungsglaubens in einer Kombination der griechischen Philosophie bei ihrer Suche nach Prinzipien und

Ursachen, nach den Archai mit der biblischen Schöpfungsgeschichte, mit Genesis I, mit dem beginnenden Satz: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, sich um so sicherer, als alleine die Vorstellungen von Raum und Zeit rückblickend, auch wegen der Distanz von nur ein paar Jahrhunderten unglaublich eng bemessen schien.

Wenn die Bibel selber ein Zeitmass auflegt von ganzen 7000 Jahren, grob gerechnet, verkürzt sie die Betrachtung der menschlichen Realität auf weniger als die Entwicklung der Kulturgeschichte von den Anfängen des Neolithikums bis in die Gegenwart. Die Geologie, schon des 19. Jahrhunderts, Charles Lyell, der Lehrer Charles Darwins, ahnte zumindest das Richtige, wenn sie in Jahrmillionen zu rechnen begann; aber das waren Vermutungen, geologische Wahrscheinlichkeiten, und doch zersprengten sie die traditionelle Theologie im Glauben an die Sintflut, an die Möglichkeit, dass Gott die ganze Bühne der Erde nur bereitet habe für den Auftritt des Menschen; ein solcher Gedanke war eigentlich nicht mehr vereinbar mit der neuen Vorstellung von den Dimensionen in Raum und Zeit. Doch es ging seither immer weiter.

Bedenken Sie, dass man selbst am Anfang des 20. Jahrhunderts nicht die geringste Erkenntnis haben konnte, warum das Zentralgestirn der Sonne eine so ungeheure Menge an Energie ausstrahlen kann und ein Bruchteil, gerade grob gesagt nur 2%, durch die zugewandte Vorderseite der Sonne auf die Erde gelangen, und sie ist die Quelle von allen Lebensformen dieser Erde. Aber woher bezieht sie ihre Kraft? Die Thermodynamik des 19. Jahrhundert erging sich in reinen Spekulationen. Erst die spezielle Relativitätstheorie 1905, die berühmte Gleichung der Äquivalenz von Energie und Materie, lieferte die Erklärung; aber selbst der Begründer dieser Theorie, Albert Einstein, war 10 Jahre später, als er die allgemeine Relativitätstheorie in der Gleichwertigkeit von Gravitation und Beschleunigung, von Träger- und Schwerer Masse, begründete, immer noch geneigt, das Universum, den Kosmos, als in Ruhe befindlich zu betrachten. Sie werfen einen Stein nach oben, und Sie haben nur 2 Möglichkeiten: er fliegt immer weiter entsprechend der Beschleunigung und überwindet die Gravitation oder er wird in Bälde zur Erde zurückfallen – eines aber wird er in keinem Fall tun, sich in einem Ruhezustand befinden. Die allgemeine Relativitätstheorie ließ sich nur interpretieren bei einer dynamischen Vorstellung des Kosmos. Um 1915 aber schaudert der größte Physiker des vergangenen Jahrhunderts vor den Konsequenzen seiner eigenen Theorie zurück. Einstein fügt eine eigene Konstante ein, um die Stabilität des Kosmos zu retten. Es dauerte ganze 8 Jahre, bis Edwin Hubble zum ersten Mal glauben beweisen zu können, dass die M 31, der Andromedanebel, eine Galaxie sein müssen eigener Art und kein Teil unseres Milchstraßensystems, und er schätzte die Distanz auf ungefähr 1,5 Millionen Lichtjahre.

Es ist noch nicht einmal 100 Jahre her, dass wir wissen, dass wir mit unseren Galaxien nicht alleine im Kosmos stehen. Heute wissen wir, dass deren Milliarden existieren. Und welche Entfernungen öffnen sich. 2,2 Millionen Lichtjahre Distanz, glauben wir heute zu wissen, trennt unsere Milchstrasse von den nächsten Verwandten, eben von M 31. Das heißt, dass das Licht, das von dort ausgesandt wird, zu einem Zeitpunkt unterwegs gewesen ist, als hier auf der Erde die Vorfahren unserer Art des Menschseins auf der Stufe des „homo habilis“ sich

befanden. Ein solches Bild von einem Menschen, käme ein solcher durch die Türe zu uns herein, würde uns in Schrecken versetzen, und wahrscheinlich würden wir es in den Münchner Zoo stecken, und uns weigern es für unseresgleichen anzusehen.

So ungeheuer öffnen sich mit einemmal die Distanzen des Raums und der Zeit. Aber wie man weiter entdeckte, sind die Galaxien in einer Fluchtbewegung befindlich. Der ganze Kosmos dehnt sich aus, womit für die Theologie, damals vor allem für den Jesuitenpater Georges Lemaitre, ein neuer Grund gegeben schien, die alte Theologie für bewiesen zu wiederholen nicht ohne die Unterstützung des päpstlichen Lehramtes. Wenn der Kosmos sich ausdehnt, muss er ja einen Anfang haben, und wir können zurückrechnen auf den Zeitpunkt, da es begann; mag auch der Raum sich ins Unermessliche dehnen, die Zeit lässt sich in der Anfangsposition limitieren. Entsprechend der Interpretation der Hubble-Konstanten gibt man unserem Kosmos heute ein Alter von 12 – 16 Milliarden Jahren. Das ist für unsere Begriffe gigantisch, aber für Astronomen, Kosmologen, noch nicht sehr viel.

Für die Altersbestimmung von Protonen und ihrer Lebensdauer müssen wir mit Hochzahlen von 10 hoch 80 rechnen - für uns völlig unvorstellbar. Wir können heute sogar glauben, dass hier begründete Annahmen vorliegen, wenn wir über die Expansionsgeschwindigkeit nachdenken und damit das Schicksal unseres Kosmos am Ende vorhersehen: - er wird sich solange ausdehnen, bis es den Kältetod erleidet. Irgendwann sogar werden sich die Materienteilchen, die Elementarteilchen, sich auflösen. Und wofür dann war das alles? Im Grunde geht es darum, dass es nicht mehr möglich ist, zu behaupten, dass es die Welt nur geben könnte außer durch die unendliche Macht eines schöpferischen Willens. In den letzten 30 Jahren haben sich Physiker, Quantenphysiker, herangemacht, Modelle zu ersinnen, die diese Zuversicht ablösen, nicht gerade durch beweisbare Theorien, aber durch gute Hypothesen wie der Entstehung des Alls durch eine Quantenvakuumfluktuation. Und wenn wir sehen, dass die ursprünglichen theologischen Gewissheiten sich zunehmend zersetzen durch die Denkmöglichkeiten der Physik, wohnen wir nichts anderem bei als dem Prozess, wie sich die Metaphysik der Griechen, der Theologen des Mittelalters, sowie ganze Teile der modernen Theologie ersetzen durch Physik - ein enormer Vorgang.

Wir brauchen Gott nicht mehr als Ursache zur Erklärung der Existenz der Welt. Die Entstehung dieses Universums ist zum Beispiel zu erklären mit der Möglichkeit, dass es der Universen beliebig viele gibt. Noch vor kurzem hat man gemeint, dass die unglaubliche Präzision der Naturkonstanten so präzise sein müsste, damit dieses Universum die Erfolgsgeschichte haben kann, in der wir selber uns befinden, und manche hielten dies entsprechend der Theorie vom „intelligent design“ erneut für einen echten Gottesbeweis. Das Weltall selber sei so konzipiert, dachte man, wie es sein muss, um uns hervorzubringen. Das sog. anthropische Prinzip verband sich mit diesem Gedankengang. Heute mögen wir denken, dass aus einer beliebigen Vielzahl von Universen, die verunglückten, in einer Art von kosmologischem Darwinismus eben dieses unser Weltall Bestand gehabt hat, und der Zufall bis in die Anfänge hineinspielt. Physikalische Theorien erlauben zumindest solche Gedankengänge und machen damit bestimmte theologische Gewissheiten unmöglich.

Dennoch, schauen wir uns um auf der Erde, ist es frappant zu sehen, in welcher Komplexität, in welcher Schönheit, in welcher Vielfalt Leben uns umgibt. Sie betrachten die Grazie einer Katze, die zwischen Ihren Blumen auf einer Fensterbank, nicht eine von ihnen berührend, zu jedem Augenblick gewiss ihrer eigener Körperposition, majestätisch sich hindurch bewegt. Sie schauen in den Kelch einer Lilie; und Sie haben viel Grund, den Reichtum an Phantasie und Kreativität der Wirklichkeit der Welt zu bewundern und auf sich wirken zu lassen. Ist es denn denkbar, dass all dies geformt worden sein könnte durch bloßen Zufall und blindes Spiel mit einem solchen Ergebnis? Leuchtet es nicht jedem ein, dass es eines Schöpfers bedarf, der in seiner unvergänglichen Weisheit gerade diese Gebilde hervorgebracht hat?

Im Sinne des Aristoteles war eine andere Konzeption überhaupt nicht zu entwerfen. Die Materie formte sich durch eine geistige Substanz, und die Verbindung beider mochte man sich vorstellen noch in der Renaissancezeit nach Art eines Michelangelos am Marmorblock, der mit eisernem Meißel das Kunstwerk einer Idee von Schönheit in die Realität setzt. So Gott am Anfang seiner Schöpfung: er hat es so gewollt, er hat es so geplant, und er hatte die Macht, es in seiner Güte und Größe so zu realisieren. „Alle Welt ist seiner Herrlichkeit voll“, wie der Psalm 19 uns zu wissen gibt. Diese Gedanken trugen bis in 19. Jahrhundert hinein so sicher, dass kein anderer Philosoph in der Reihe der Geistesgeschichte Europas zu erwähnen wäre, der vor Arthur Schopenhauer die Welt wagte gänzlich anders zu betrachten. Erst Schopenhauer lenkte den Blick auf die Betriebskosten. Und er fand, dass die unendliche Qual der Lebewesen bei dem Erhalt ihres Daseins, bei der Wahl der Nahrung, des Ortes ihres Lebens den Aufwand objektiv betrachtet nicht lohnt.

Welch eine Mühsal beim Bau eines Ameisenstaats. Was für ein Gefühl des wahren „animal nocturnum“ schreibt Schopenhauer, eines Maulwurfs, auf der Suche nach Nahrung. Und vor allem welche entsetzliche Brutalität, in der immer wieder das eine Lebewesen nur existieren kann um den Preis der Vernichtung eines anderen. Welche zerreißende Widersprüchlichkeit in all den Dingen, welche eine entsetzliche, blinde Grausamkeit. Schopenhauer lehnte es ab, bei dieser Betrachtung einen Gott in Anspruch zu nehmen, der da noch spricht, wie am Ende der biblischen Schöpfungsgeschichte in Genesis II „... und es war alles sehr gut“. Schopenhauer empörte dieser Satz (panta kala lian).

Die ganze optimistische Weltbetrachtung, bei der man sich zurücklehnt, die Hände über dem Bauch faltet und Gott dankt für all das, was er gemacht hat: Schopenhauer machte das rasend. „Ich möchte nicht Gott sein, das Leid der Kreaturen griffe mir ans Herz.“ schreibt er. Und er wirft der ganzen Theologie vor, dass sie unsensibel genug ist, sich an der Realität vorbei zu lügen. In dieser Welt, notiert er, leben die Tiere in der Hölle, und ihre Teufel sind die Menschen. Und wie ordne ich, da doch Gott der Herr all die Tiere geschaffen zum Nutzbrauch für den Menschen als Krönung der Schöpfung? Alle Kreatur liegt ihm zu Füßen, wie im Psalm 8 „Gesetzt hast Du ihn dicht unter deine Engel und alles ihm zu Füßen gelegt.“

Das Problem lautet, dass die Theologie, indem sie Gott preist ein Problem hat mit alledem, was der menschlichen Auffassung von Güte und Moralität strikt widerstreitet. Sie musste sich retten auf biblischem Hintergrund quer durch die 2000 Jahre Christentum mit der Theorie eines göttlichen Widersachers und machte dabei eine Anleihe bei der persischen Mythologie: Ein Teufel sei gewesen, der oberste aller Geister, der die Welt von Anfang an durcheinander gebracht habe - so formuliert sie: die Welt war an sich wunderbar, die Schadstellen aber sind die Missfälligkeiten eines göttlichen Widersachers. Nach dieser Auffassung, die, ich darf hinzufügen, der katholischen Theologie neuerliche Aktualität verleiht, diskreditiert sich durch die Unproportionalität der Aufgabenstellung und ihrer Lösung.

Die Aktualität des Teufelsglaubens können Sie daran erkennen dass, getragen von Johannes Paul II, über 30 000 Exorzismen im Vatikan ausgeübt wurden, und dass der Chef der Glaubenskongregation, der heute Papst ist, gerade Studien und Ausbildungsplätze einrichtet für weitere 3000 Exorzisten, die dann den einzelnen Diözesen rund um die Welt vorgesetzt werden sollen als Experten. So die katholische Vorschrift für 1 Milliarde Menschen unserer Gegenwart.

Was ist das für ein widersprüchliches Bild? Da soll Gott allmächtig sein, und dann lässt er sich von seinem Widersacher derart auf der Nase herumtanzen? Dass es kein Ende hat, ist eine Theologie, die unverträglich ist mit einem absoluten Regenten, als welcher theologisch Gott doch vor Augen gestellt wird. Wenn es denn sein kann, dass Gott eine wohlüberlegte Planung der ganzen Welt vorgestellt hat, die dann durchkreuzt wird von einem Gegner, dessen er nicht Macht hat, um ihm das Handwerk zu legen, haben wir es nicht zu tun mit einem Monarchen oder Autokraten, allenfalls mit einer Macht, die sich beschreiben lässt wie die Macht eines Bundeskanzlers oder einer Bundeskanzlerin, die uns blühende Landschaften versprechen, und dann kommt die Opposition und vermässelt die ganze Tour. So etwas nennt man nicht Allmacht...lassen wir es dabei.

Entscheidender als diese Feststellung ist etwas anders. Der Theologe Richard Dawkins konnte mit Recht sagen: es war bis zu Charles Darwin völlig unmöglich, nicht an Gott zu glauben, und er fügt hinzu, es ist seit Charles Darwin völlig unmöglich, an Gott zu glauben. Das Stichjahr ist 1856, das Erscheinen des Darwinschen Buches über die „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“. Das wirklich Aufregende an diesem Buch liegt darin, dass das vermeintlich Böse eben nicht mehr als zufällig begriffen wird oder als störender Eintrag von etwas Fremden, sondern konzipiert wird als der genuine Motor der gesamten Entwicklung des Lebens. Die Leiden, die Tragödien, das entsetzliche Meer an Schmerz ist die Bedingung, um all das hervorzubringen, das wir anders betrachtet als Schönheit oder Grazie und Wohlgestalt preisen und empfinden. Die Erklärung lautet, dass es ungerichtete Mutationen, wir fügen heute hinzu auf der Ebene der Gene, sind, und die Tauglichkeitsprüfung durch die Umwelt in Gestalt der Selektion, die wie zwei Räder ein und derselben Mechanik all das kreativ erschaffen, was wir die Evolution des Lebens nennen. Schon dass das Leben selber, anders als in der aristotelischen Konzeption, nicht mehr statisch begriffen wird, sondern dynamisch, macht einen frappanten Unterschied zur bisherigen Theologie aus. Für Astronomen konnte bis dahin aus dem 15. Jahrhundert die Entdeckung des Kopernikus vom heliozentrischen Weltbild noch interpretiert werden als eine reine

Modifikation der Geometrie in der Stellung von Planeten und Sonne - nichts Wesentliches eigentlich in der Konsequenz für die Theologie, bis Giordano Bruno im 16. Jahrhundert die religiösen Konsequenzen schon aus dieser Tatsache zu ziehen versuchte. Man verbrannte ihn bei lebendigem Leibe im Februar des Jahres 1600, weil er die Welt dachte als unendlich in Zeit und Raum. Im Jahr 2000 erklärte der Vatikan nach wie vor, dass Bruno gar kein Christ war und man ihn gewissermaßen zu recht verbrannt hat im Eifer für die Wahrheit des Evangeliums. Die Fragen, die Bruno stellte sind wir natürlich nicht los.

Wenn die Weltwirklichkeit unendlich ist in Raum und Zeit, kann man sie nur dynamisch denken, so hat der Mensch selber keine zentrale Mittelpunktstellung mehr im ganzen Kosmos, nicht einmal in der Entwicklung des Lebens auf dem Planeten Erde. Ja, wenn wir einen kleinen Sprung machen und uns vorstellen, wie in Raum und Zeit eine Evolution hier auf Erden denkbar ist, müssten wir uns zumindest Rechenschaft geben, dass unsere eigene Geschichte, selbst wenn wir sie sehr grob datieren, sich vor 6 Millionen Jahren etwa von den Vorfahren des heutigen Schimpansen und des heutigen Menschen auseinander gegabelt hat. 6 Millionen Jahre sind unvorstellbar als geschichtliches Zeitmaß, für die Biologie aber sind sie ein geringes. Denken Sie an die „Kambrische Explosion“, wie man sie nennt, vor 550 Millionen Jahren, als die Vielfalt der Arten ihre Wurzel findet, die wir heute beobachten, - die Ediacara-Fauna geht ihrem Ende zu. Die Frühformen, die wir am Burgess-Scheff beobachten können, waren ganz überraschende Lebewesen, die skurrile Namen tragen wie *Anomalocaris*, Phantasiebegriffe zum Erstaunen der Paläontologen, - all das wird zusammengeschnitten auf wenige Formen. Auch das scheint Fakt zu sein. Wenn wir Darwin interpretieren wollten, als die Geschichte, die ungefähr unserem wirtschaftlichen Desiderat entspricht: Je länger es dauert wird es immer höher, immer besser, immer mehr geben, so wäre diese Deutung ganz falsch. Tatsächlich kennt die Evolution dramatische Zusammenschnitte, so dass St. Jay Gould davon spricht, wir müssten nicht von einem Stammbaum gleich einer Eiche, einer Zentralachse, die sich dann gabelt in viele Richtungen, sondern eher von einer Tanne sprechen, die auf einer breiten Basis immer schmaler verläuft. Gerade nicht immer höher, immer besser, sondern immer weniger im Konkurrenzkampf der Arten, von denen nicht alle gleichermaßen sich entfalten können. Ja, wir können heute darüber nachdenken, ob es uns als Wirbeltiere überhaupt gegeben hätte, wenn nicht im Kambrium bestimmte Formen existiert hätten, aus denen all das dann hervorging. Auch dies scheint ein Zufall.

Und noch ein weiteres: Wenn eine halbe Milliarde von Jahren nötig war, um von einer breiten Ausgangsbasis die heutigen Lebewesen hervorzubringen, müssten wir nur denken, dass unser Zentralgestirn, die Sonne, nach Auskunft der Astronomen 5 Milliarden Jahre noch weiter leuchten kann bis unsere Sonne zu einem roten Riesen wird, der die Erde zum Kochen bringen wird und alles Leben verlöschen lässt, um dann zu kollabieren zu einem weißen Zwerg.

Bis dahin kann die Evolution noch allerlei merkwürdige Erscheinungen hier auf dieser Erde zeitigen. Ich vermute, dass niemand von Ihnen in der Vorstellung lebt, dass wir vor allem in der Art, wie wir uns derzeit aufführen, noch einmal 2,2 Millionen Jahre oder 6 Millionen Jahre auf dieser Erde verbringen würden. Aber wenn wir der Geschichte des Lebens Milliarden Jahre in Zukunft extrapolieren, ist

es absolut vorstellbar, dass noch 2 oder 3 Mal der Versuch unternommen werden könnte, intelligente Wesen unabhängig von uns selber hervorzubringen. Manchmal träume ich davon, dass die Vorfahren dieser unserer Nachfahren Vegetarier wären und nicht derart kriegslüstern immer am Rande des Suizids, des Genozids unserer Spezies. Nicht einmal der Gang der Zeit der Evolution kann jedenfalls irgendeinen Mittelpunkt oder eine Zentralstellung beanspruchen. Dies bedeutet es, dynamisch zu denken und im Abstand von 150 Jahren Darwin heute zu interpretieren. Mehr noch als das alles aber ist die Möglichkeit, dass wir durch die Fortschritte der Biochemie und Molekularbiologie in den letzten 30 - 40 Jahren, nicht zuletzt auch durch mathematisierbare Modelle an Computern, im Stande sind zu erklären, wie aus anorganischen Stoffen organische Materie - Leben entstehen kann.

Um es radikal auszudrücken. Das Problem der Biologie ist nicht eigentlich mehr die Frage der Entstehung des Lebens – einer der Hauptgründe, weswegen in den 50er Jahren theologisch immer noch Gott in Anspruch genommen wurde zur Erklärung für eine sonst unbeantwortbar erscheinende Frage. Das Problem der Biologen ist, dass sie viel zu viele Möglichkeiten kennen, auf denen das Leben sich Bahn geschaffen haben könnte. Leute wie Steven Kauffman sprechen dementsprechend von einem Boulevard der Möglichkeiten. Geblieben ist das Problem den historischen Weg entsprechend den eingefrorenen Zufällen in den inneren Strukturen nachzuzeichnen und dann den konkreten Weg bestimmen zu können, den das Leben auf unserem Planeten zurückgelegt hat. An einer Frage, die so wichtig war, wie die, woher die ganze Welt kommt, an einer Frage, die so wichtig ist, wie die, woher das Leben stammt, brauchen wir in der heutigen Astronomie und Kosmologie, in der heutigen Biochemie und Biologie zur Erklärung keine Gottheit mehr, durch deren positiven Willen wir begreifen können, dass die Welt und in ihr das Leben, so wie es ist, geworden sei.

Was dem Glauben an einen gütigen Gott am meisten widerspricht, ist die Art und Weise wie die Strukturbedingungen des Lebens sich konstituieren. Die Abstrahlung der Sonnenenergie führt zu einem ständigen Energiemangel auf dem Planeten, also zum Kampf ums Überleben, zum „struggle for life“, zur Selektion der Fittesten in einem monströsen Konkurrenzkampf.

Lynn Margulis dachte vor 30 Jahren darüber nach, wie die Eukaryoten sich gebildet hätten, und brachte die Endosymbiosetheorie auf, wonach die Einfügung etwa von Rot- oder Grünalgen die Strukturen der Chloroplasten in den Pflanzenzellen ermöglicht hätte, und damit das Geschenk der Photosynthese, die Physik oder Biophysik in den Thylakoiden, erklären könnte. Die Ähnlichkeit der Mitochondrien mit den Chloroplasten war ihr Hauptargument. Wenn das so stimmt, verdankt die ganze Pflanzenwelt ihre Existenz der Tatsache, dass es irgendwann gelungen ist, sagen wir, etwa vor 2 Milliarden Jahren der Evolution, ein Lebewesen so zu versklaven, dass es eine Symbiose zum Vorteil beider ergab. Es war nötig, bei der Energiegewinnung durch die Photosynthese, Sauerstoff als Abfallprodukt an die Atmosphäre weiterzugeben - für die Lebensformen damals eine Katastrophe. Wir aber, die wir der Tierreihe zugehören, bedürfen gerade des Sauerstoffs, eines ungeheuer aggressiven Elements, zum Atmen. Sie ist das Konterfei der Energiegewinnung auf Seiten der Tiere. Alle tierischen Lebewesen aber sind parasitär in Bezug zu den Pflanzen. Die Pflanzendecke auf der Erde ist

die Basis aller Höherentwicklung des Lebens - bis dann sehr bald den Tieren danach wird, selber übereinander herzufallen, also den Weg der Nahrungsbeschaffung zu verkürzen. Und nun unterliegen sie einem schrecklichen Drama. Wenn ich eben noch sprach von Anomalocaris, so können wir deren Bissorgane in den Versteinerungen noch förmlich abgebildet sehen, sie war ein Raubtier, ohne Zweifel. Wir haben eine einfache Mathematik, um zu beschreiben, wie das Verhältnis von Räubern und Beutetieren sich ausnehmen wird, sagen wir zwischen Katzen und Mäusen, - eine sog. Volterra-Gleichung - zwei einfache Schwingungen, die sich überlagern. Für Mathematiker kein Problem, für Physiker sogar eine schöne Art, die Welt zu betrachten, so schön, dass Albert Einstein den Geist der Physik für die Gottheit selber erklärte. Die wirklichen Probleme des Schöpfungsglaubens in hergebrachter Theorie aber liegen in der Biologie. In den 50er Jahren schrieb Ludwig von Bertalanffy, der Autor des „Fließgleichgewichts“: „Mit der Vielzelligkeit kam der Tod, mit den Nervenzellen der Schmerz, mit dem Bewusstsein die Angst“. Jede Stufe der Evolution kostet einen furchtbaren Preis. Und der schlimmste lautet, dass wir nur existieren können, indem wir töten, um zu leben.

Schopenhauers zerreisender Widerspruch im Willen zu leben, der in allem, was lebendig ist, existiert, steckt in dem Zwang und blinden Gesetz, eine Erde voller Schrecknisse durch das grausame Gesetz des Fressens und Gefressenwerdens einrichten zu müssen. Sie können die Beine eines Hasen nicht wirklich verstehen ohne die Beutegreifer, die auf ihn Jagd machen, Sie können die Augen eine Falken, die bis ins ultraviolette Licht hineinreichen, nicht verstehen, ohne seine Suche nach Mäusen, deren Kot ihm sogar hoch am Himmel sichtbar wird, damit durch die Färbung ihm verdeutlicht wird, an welchen Stellen es sich weiter lohnt, in Kreisbahnen zu suchen und zielgenau dann niederzustoßen. Das endlose Wettrüsten zwischen Beutegreifern und Opfertieren gehört mit in die Gesetze des Lebens selber hinein, es ist nicht ein Irgendetwas an der Evolution, sondern deren innere Achse, deren dynamisches Moment. Danach müssen wir erschrocken uns zugeben, dass kein Mensch, dem wir Güte und Weisheit zutrauen, eine Welt, die so sehr an den Teufel erinnert, sich hätte einfallen lassen können. Sie streicheln ihr Kätzchen, Sie möchten, dass es ihm gut geht, Sie haben es lieb, Sie gehen mit ihm zum Tierarzt, aber Sie werden es füttern müssen mit Putenfleisch, Sie werden zusehen, mit welcher Grausamkeit und Spiellust es eine Maus fängt, und Sie müssen sich zugeben, dass Sie sehr parteiisch sind zugunsten ihres Kätzchens. Wenn Sie eine Vorliebe für weiße Mäuse haben, müssen Sie die Achse der Betrachtung nur ein wenig drehen und genauso parteiisch die Angst der Maus vor der Katze empfinden. Sie kann so groß sein, dass sie ein Mäuslein in einer Glasglocke, aus der es kein Entrinnen gibt, mit einer Katzenatrappe konfrontiert, eine Art Voodoo-Tod sterben sehen, - letale Mechanismen wirken da, eine Angst bis zum Herzstillstand. Das sind die Preise der Evolution. Ihre Katze ist krank, Sie bringen sie zum Tierarzt, aber wenn ich eben noch sagte, es ist die Einlagerung von Bakterien für den Fortschritt, etwa bei der Bildung von Eukaryoten und Pflanzenzellen, einer der wichtigsten Schritte der Evolution gewesen, müssen wir nur wieder den Preis rückbenennen: wenn es einmal vorteilhaft ist, Bakterien zu versklaven, müssen wir damit rechnen, dass es sehr viele unliebsame Bakterien gibt, die auch die Angewohnheit haben, auf in einen Vielzellorganismus einzuwirken. und am Ende wohnen wir der Tatsache bei, dass sich die unteren Formen des Lebens, die

Einzeller, rächen für den Aufstieg in Mehrzeller und dass sie jeder Zeit die Fähigkeit besitzen, die Evolution zum Stillstand zu bringen in diesem einzelnen Organismus.

Wenn Sie so nüchtern nicht zuschauen, wie sollten Sie dann begreifen, dass für die Natur die Existenz noch nicht einmal eines Einzellers, eines Retrovirus, eines Gebildes zwischen belebter und unbelebter Materie, unter Umständen wichtiger sein kann als der liebste Mensch an Ihrer Seite. 25 Millionen Aids-Infizierte zählen wir in Afrika allein. Für die Natur ist das etwas ganz normales, für unsere menschlichen Begriffe etwas Skandalöses.

Gehen wir zusätzlich zu diesen Belastungen des Schöpfungsglaubens im Rahmen der Biologie nur noch einen Schritt weiter, um das Bild zu vollenden. Getragen wird die Geschichte des Lebens von der recht dünnen Erdkruste. Es war in den 60-er Jahren, dass Harry Hess manche Beobachtungen der Geologie zusammenfasste in dem, was wir heute die Plattentektonik nennen. Im oberen Erdmantel zirkulieren Ringströme, die an der Oberfläche die Kontinentalplatten gegeneinander verschieben und an den Subduktionszonen erhebliche Spannungen und Beben hervorrufen. Vor 3 Jahren, zur Weihnachtszeit, erlebten wir einen Tsunami im Pazifik, der - wir wissen nicht wie viele - etwa 200 - 250 Tausend - Menschen er in den Tod riss. Für die Geologie ist das etwas, für das sie im Grund nicht kann, sie erfüllt die Physik, die ihr innewohnt, und ihr kann es vollkommen egal sein, wie bewohnt bestimmte Areale der Oberfläche sind. Als 1883 der Krakatau (Indonesien) explodierte, bedeutete das den Tod von nur etwa 40 000 Menschen, weil an dieser Stelle die Besiedlungsdichte relativ gering war. Nach heutigen Verhältnissen haben wir die gleiche Wirkungsweise, dieselben Effekte der Natur, nur mit quantitativ dramatisierten Ergebnissen.

Während die Physik sich bei solchen Problemen beruhigen kann, indem sie uns einfache mathematische Formeln liefert für die Zusammenhänge auch der Geologie, ist die Konfrontation mit fühlenden Wesen, die von diesen Effekten heimgesucht werden, das in Wirklichkeit unerträglich. Was für einen Sinn hat denn so ein Tsunami oder so ein Erdbeben, fragte sehr aufgeregt eine Gott suchende Frau damals. Ich sagte, sie hat eigentlich überhaupt keinen. Der Sinn besteht darin, dass das Erdinnere immer noch so heiß ist, dass es Leben tragen kann. Wäre es kälter, würde das Leben auf dieser Erde verlöschen.

Dieselben dramatischen Wirkungen, tödlich für so viele einzelne Formen des Lebens, haben immerhin im Verlaufe von Jahrhunderttausenden und Jahrmillionen biologisch sehr wichtige Ergebnisse geformt. An den Rändern der Kontinentalplatten können Gebirge sich auffalten, die im Stande sind, bis dahin vereinigte Populationen voneinander zu trennen. Umgekehrt, beim Auseinandertriften können, wie etwa im ostafrikanischen Grabenbruch heute sich andeutet oder wie Sie im arabischen Meer bereits beobachten, Kontinente so auseinander getrieben werden, dass Meere entstehen und wieder Lebensformen von einander trennen. Veränderte Lebensbedingungen schaffen nach dem Gesetz der Tauglichkeitsprüfung durch Selektion neue Arten. Alles muss so existieren, dass es im Konkurrenzkampf einen gewissen Vorteil hat. Sie schauen in einem Aquarium im Zoo von München Grundfische, etwa eine Flunder oder einen Steinbutt und Sie

werden nichts vor sich sehen als die starr gewordene Angst, niedergedrückt in den Sand, optimal angepasst in der Tarnung, das Maul schief gestellt, gerade noch tauglich zur Nahrungsaufnahme - bis in diese Spezialformen hinein treibt es die Evolution. Und je genauer eine bestimmte Art sich angepasst hat, je effizienter die Biologie, je genauer die Evolution gearbeitet hat, desto sicherer ist die Wahrscheinlichkeit, dass eine geringfügige Änderung der Umwelt in der geologischen Voraussetzung, und stets damit verbunden die klimatografischen Gegebenheiten, einen Wechsel herbeiführt, der die überspezialisierten Lebewesen in den Tod schicken wird. Die Erfolge von heute sind die Gründe für den Niedergang von morgen. Eine einfache, aber ohne Zweifel schreckliche Bilanz. In dieser Art könnten wir fortfahren, um den letzten Theoretikern vom „intelligent design“ mit einem einfachen Beispiel zu antworten, dass ihr Glaube mehr als auf tönernen Füßen ruht. Denn zusätzlich zur Biologie haben wir die astronomischen Rückleistungen an die Entstehung unseres eigenen Planetensystems zu leisten. Sie richten ihr Auge abends auf den Mond, der so schön über die Flächen des Sees oder über die Isar leuchtet, aber Sie sehen ihn vernarbt, heimgesucht vom ständigen Bombardement von Meteoriten, die nicht ausgeglichen werden konnten durch die Wirkung wie der Atmosphäre auf der Erde. Wie auf dem Mond, der z.T. gewirkt haben mag wie ein Staubsauger zum Schutz unseres Planeten, sind natürlich aber auch auf dem Planeten Erde immer wieder Meteoritenschauer niedergegangen.

Ein dramatisches Beispiel: Nach der Alvarez-Theorie wird vor 63 Millionen Jahren ein Meteorit niedergegangen sein in der Bucht von Campeche (Golf von Mexiko). Es ist das Ende des Mesozoikums, das Aussterben am Ende der Kreide, einer langen Geschichte des Lebens von über 200 Millionen Jahren. Die Dinosaurier finden ihr Ende. Überleben können Wesen, die vor dem Feuersturm, der von dem Meteoriteneinschlag entfacht wurde, sich retten konnten, indem sie Wasser bewohnt haben, Wesen die über ein Verdauungssystem verfügen, das über lange Zeit die Nahrungsaufnahme vermissen kann, und die so gepanzert sind, dass sie relativen Schutz haben vor der Kälte dessen, was wir den atomaren Winter nennen, um mit dem Wahnsinn des Militärs Zustände in der Geschichte des Lebens zu vergleichen. Kein Wunder, dass wir z.B. noch den Krokodilen begegnen, sie haben das Überleben geschafft, oder den Schildkröten.

Was ist für eine Intelligenz darin zu sehen, dass über Hunderte von Millionen Jahren, die Geschichte des Lebens sich emporquält zu wahren Kostbarkeiten und Höchstleistungen des Lebens, nur um das alles in Bruchteilen von Sekunden zu zerschmettern? Wer darüber nur Bedauern äußern würde, dem muss hinzugefügt werden, dass wir Menschen paradoxerweise diesem Meteoriten mittelbar unsere eigene Geschichte verdanken. Denn mit dem Aussterben der Dinosaurier begannen die Säugetiere vor etwa 200 Millionen Jahren aus ihrem Nischendasein zu erwachen und die frei gewordene Erde zu besetzen, in 50 Millionen Jahren rückwärts beginnen rattenähnliche Säugetiere auf die Bäume zu gehen, um Insekten zu jagen, die Anfänge über die „Tupaiden“, Eichhörnchen ähnliche Lebewesen, zu den Affen und schließlich zu uns selber. So komplex hängt zusammen, was wir in der Natur als einen totalen Zufall beklagen müssen und dann als ein dankenswertes Resultat - immerhin gibt es uns alle - zur Kenntnis zu nehmen haben. Aber herrscht in alledem ein Konzept, ein Plan, eine ordnende

Vernunft, ein Wille? Die Antwort kann nur lauten: Wenn es einen Willen gäbe, imstande einen Meteoriteneinschlag zu verursachen zum Leid fast aller Lebeformen, kann ein solcher Wille keinen Unterschied mehr kennen, ob wir von einem Teufel oder von einem Gott sprechen. Moralisch ist ein solcher Wille nicht zu messen, ist er jenseits der Begriffe von Güte, Weisheit, Plan. Es gibt keine Interpretation der Theologie für ein solches Geschehen, das ist das Entscheidende.

Und fügen wir noch ein Letztes hinzu: Arthur Schopenhauer bereits konnte darüber klagen, welch ein Unrecht den Individuen geschieht. Nur sie verfügen über Gefühle, nur sie sind imstande Schmerz zu empfinden, nur sie sind leidensfähig, sie bräuchten dringend irgendeiner Belohnung, stattdessen verschafft allenfalls der Schlaf ihnen kurzzeitig eine Entspannung der Drangsal, die Augenblicke des Glücks sind sehr kurz, die der Gefahr und der Angst immerzu. Schopenhauer sah vor allem die Individuen in die Pflicht genommen, Leben weiter zu geben, - die Mutterliebe und die Sexualität, beide als Koeffizienten ein und derselben Aufgabenstellung. Aber was ist es dann mit den individuellen Lebensformen selbst? Sie betrachten die Züge der Lachse oder der Aale und werden feststellen, dass diese Tiere, wenn sie aus der Karibik zurück schwimmen in die Flüsse, in denen sie entstanden sind, über ungeheure Strapazen hinweg Tausende von Meilen, kein anderes Ziel haben, als abzulaichen, um dann, wie die Hülle des Genmaterials, abgestreift zu werden. Augenblicklich steht der Tod auf die Erfüllung der biologischen Funktion. Und diese Betrachtung müssen wir sogar für uns selber reklamieren. Die Prähistoriker glauben sich sicher, dass unter natürlichen Bedingungen das Alter eines Menschen etwa vor 8000 Jahren im ostanatolischen Çatal Hüyük auf 27 Jahre zu schätzen sei, auf der Stufe der Jäger und Sammler ganz gewiss. Das bedeutet, dass wir unter natürlichen Bedingungen gerade so ausgelegt sind in unserer Physis, dass wir Leben weitergeben, beginnend etwa mit 12 Jahren um dann erleben zu können, dass die ersten Kinder gerade so alt geworden sind, dass die Reproduktion eine weitere Gliedform in der Kette schließt. Nichts weiter als zur Weitergabe des Lebens zu funktionieren ist die biologische Zielsetzung von uns Menschen. Dabei lautet das Paradox, dass die Höherentwicklung der Evolution den Faktor der Individualisierung immer weiter vorantreibt.

Wenn Sie sich anschauen, wie eine Schimpansenmutter, - es ist nicht anders möglich, als so zu sprechen -, in Trauer fällt über den Tod eines Jungtiers in ihren Armen, wenn Sie die Schilderungen miterleben, wie Jane Goodall von dem Trauerselbst-mord, dem melancholischen Sterben eines 5 jährigen Schimpansenjungen spricht, als es den Tod seiner Mutter miterlebt, ist Ihnen deutlich, dass wir bei den Säugetieren, vermutlich aber auch bei den Dinosauriern schon, aus denen die Vögel kommen beispielsweise, alleine im Umkreis der Brutpflege eine so innige Verbundenheit antreffen können, dass die Bedeutung der Investition an Energie zur Aufzucht neuen Lebens den Faktor der Individualität, der Wertschätzung des Einzelnen immer höher greift.

Biologisch reden wir gerade vom Egoismus der Gene. Wir selber als Individuen können betrachtet werden, wie Sigmund Freud sich einmal ausdrückte, als Majoratsherren oder als Kontorinhaber für ein Gut, das uns nur mittelbar anvertraut wurde, überzählig in seiner Weitergabe. Unser Soma, unser Organismus, ist demnach nichts weiter als eine Überlebensmaschinerie für die Weitergabe und

Fortzeugung der Gene. Eine ganze Reihe von Merkwürdigkeiten können Sie in der Biologie entdecken unter dieser Denkvoraussetzung. Es geht nicht um die Weiterentwicklung und den Erhalt der Gattung, wie noch Charles Darwin meinte. Sonst wäre nicht erklärbar, warum z.B. Hulman-Affen Jungtiere töten können, warum in der Serengeti ein Löwe, der in einen neuen Harem eindringt, die Jungtiere seines Vorgängers vernichtet. Es geht darum, dass das stärkste Lebewesen seine Gene in die Evolution hineinstreut; möglichst viele davon, - wieder Gesetze, die weiter unterhalb unserer eigenen Vorstellung von Weisheit und Güte und Ordnung sind. Wir könnten an diesem Erklärungsmodell weiterarbeiten und an jeder Stelle den Schöpfungsglauben neu problematisieren.

Ich fasse die Betrachtung einfach zusammen. Es hat um 300 vor Christus Epikur und seine Schule einen Paroxysmus geformt. Ich gebe ihn ein wenig frei wieder, aber sinngemäß: Wir setzen philosophisch oder theologisch, dass zum Begriff der Gottheit 3 Attribute zählen, die wir mittelbar immer wieder ins Spiel gebracht haben: Weisheit, Allmacht und Güte. Dann sind im Grund nur 3 Möglichkeiten:

1. Entweder verfügte Gott in seiner Weisheit über einen klaren Plan, und er hatte die Macht ihn zu realisieren. Vor Ihnen stünde dann in etwa der Gott des Albert Einstein oder des Stephen William Hawking. Dann hätte dieser Gott bei aller Mathematik und Physik, die er betreibt, kein Mitleid, keine Güte. Er wäre absolut damit zufrieden, dass die Welt so funktioniert, wie sie funktionieren muss. Und jeder Ruf in Not und Elend zu ihm könnte nur auf taube Ohren treffen.
2. Die 2. Möglichkeit: Da ist ein Gott, der verfügt über die Attribute Macht und Güte, dann offensichtlich fehlte es ihm an einer vernünftigen Vorstellung, wie er diese beiden Zielvorstellungen realisieren sollte. Eine ungütige Welt als solche kann nicht von einem Gott stammen, der gleichermaßen allmächtig und gütig wäre, wenn er Weisheit besessen hätte.
3. Oder die 3. Möglichkeit: Wir denken uns eine Gottheit, die weise war und gütig, dann hatte sie offensichtlich nicht die Macht, das zu tun, was sie sollte, – der Teufel kam dazwischen. So sehen wir bereits in unserem kleinen logischen 3-Komponentenspiel die Idee einer Gottheit, wie sie in der Metaphysik des Abendlandes und der Theologiegeschichte gebildet wurde, scheitern an der Weltwirklichkeit.

Von den 3 notwendigen Attributen der Gottheit selbst müssen Sie eine streichen, um mit der Welt zurecht zu kommen. Mit einem Wort: Das Bild, das wir uns von Gott gemacht haben, ist inkompatibel mit der Weltrealität.

Sagen wir es noch anders: Wir verfügen theologiegeschichtlich über das Erbe von 4 klassischen Gottesbeweisen, so vertrauensvoll, wie es im ersten Vatikanischen Konzil 1870 definiert wurde, es sei möglich, Gott zu beweisen - „demonstrari posse“ - aus den Ursachen. Damit verhielt es sich so, das bereits Leibniz unterschied zwischen der Kausalität, die in der Materie eingesetzt sei – der „causa efficiens“, der Wirkursächlichkeit, im Unterschied zu der geistigen Kausalität, die er als Finalursächlichkeit betrachtete. In den Gottesbeweisen des heiligen Thomas von Aquin, des Dr. angelicus et perennis, nimmt sich das Theorem so aus: Nichts kann von nichts kommen, alles bedarf einer Ursache. Also muss, wenn die Welt ist und sie ihre Ursache nicht in sich selbst hat, ein Gott sein, von dem sie kommt. Nur Gott ist die Ursache seiner selbst – „ens causa sui“. Dieser Gedanke läuft schnell

ins Leere, denn Sie könnten das ganze Universum notfalls im Sinne des Pantheismus als Ursache seiner selber verstehen, ohne in logischen Widerstreit zu gelangen. Ein Gott aber, der seine Ursache selber sein soll, ist ein Widerspruch im Begriff wie Immanuel Kant vor 230 Jahren in der „Kritik der reinen Vernunft“, diesen „Beweis“ bereits versucht hat mit den Mitteln der Logik auszuhebeln. Was wir von der anderen Theorie halten könnten, dass die Finalität des Weltenlaufs die Weisheit Gottes dartue, basierend auf dem Axiom, dass alles, was wirkt, einer Zielvorstellung folge - „omnia agens agit propter finem“ - auf Lateinisch, ist wohl schon deutlich geworden.

Wir haben die ganze Zeit eben vorgeführt, dass in der Evolution niemals etwas final gerichtet ist. Es geschieht etwas, und es geht irgendwie weiter. Es bildet die Basis für neue Evolutionsschritte, aber wir können nicht von einer Finalität reden oder von einer Orthogenese. Worauf ich hinauswollte war, dass eine solche Finalisierung an keiner Stelle evolutiv sich bestätigen lässt.

Ein weiteres Argument für die Existenz Gottes war der Beweis „e contingentia mundi“ – der Beweis aus der Nicht-Notwendigkeit der Welt. Wenn alles zufällig ist, brauchen wir, um die Ordnung zu begreifen, eines höheren wirkenden Prinzips. Diese Beweisführung ist höchst dialektisch. Eben weil der Zufälle so gnadenlos viele sind, ist die Vorstellung eines Konzepts, eines Designs, undurchführbar und nicht länger in Geltung zu bringen.

Was dann noch schließlich bleibt, ist der Gedanke an eine Entwicklung, welche die Moral mit sich bringt: Gott als Ursprung des Sittengesetzes. Davon war sogar Immanuel Kant derart überzeugt, dass er meinte, Gott postulieren zu müssen als subjektive Bedingung für die Erfüllbarkeit des Sittengesetzes; und das ist der Punkt, an welchem ich heute Abend Sie besonders zum Nachdenken auffordern möchte, nach all den Erdbeben im wörtlichen wie übertragenen Sinn, die ich erzeugen musste, um eine bestimmte, allzu sichere Form der Theologie zu erschüttern. Was Sie längst gemerkt haben, ist, dass ich Sie mit Absicht hineinschauen lasse in einen Abgrund der Welt, fast so wie Sie den Dichter Dostojewski finden, der auf seine Weise in die menschliche Seele hineinschaute, um eben nicht aus dem positiven, dem optimistischen Weltbild, sondern ganz im Gegenteil aus dem Schattenwurf das Licht zu entdecken. Es gibt nach meiner Meinung viel paradoxe, allerdings sehr paradoxe Gründe, die uns auf Gott lenken und die Religion begründen in einem neuen Verstand.

Der Glaube, von dem wir jetzt reden, kennt nicht mehr die Beruhigkeit, bei der Sie sich zurücklehnen, um Tatsachen zu betrachten. Gott, ich glaube das dürfen wir sagen, hat ausgedient als Erklärung von Naturzusammenhängen. Er hat nicht mehr die Funktion als Lückenbüßer der noch nicht erkannten Zusammenhänge der Naturkausalität; so aber darf er auch gar nicht sein, weil bei so einer Justierung der Theologie jeder Fortschritt der Wissenschaft aus Gott selbst ein jagdbares Tier macht, das von Lichtung zu Lichtung gehetzt wird. Gott wäre missverstanden, nähmen wir ihn als Ursache. Wir brauchen Gott nicht, um die Welt zu erklären, und Gott selbst ist keine Sache, auch keine Ursache. Wie aber dann?

Wir müssen denken wie die Existenzphilosophie, beginnend um 1840 mit Sören Kirkegaard: Wenn wir reden von Gott oder dem Glauben an Gott, beschreiben wir

nicht die objektiven Tatsachen der Natur, sondern wir legen das Verständnis unseres eigenen Daseins aus. Glauben ist nicht tauglich, wie die Griechen meinten in ihrer Philosophie und dann die Theologie ihr gefolgt ist, zur Erklärung der objektiven Naturzusammenhänge. Gott ist absolut notwendig, möchte ich zeigen, zur Begründung unserer Existenz. Alles was Sie hörten, lief darauf hinaus, dass wir im Grund als Menschen grundlos existieren, und zeigen möchte ich, dass die Grundlosigkeit unserer Existenz der wichtigste Grund ist, an die Existenz Gottes zu glauben. Machen wir es ein Stück weit deutlich.

Ich sprach davon, dass im Laufe der Evolution die Individuen nach wie vor unter dem Egoismus der Gene als nichts weiter betrachtet werden denn als Überlebensmaschine bei der Weitergabe der Erbstrukturen, andererseits aber mit dem Fortschritt der Arten die Bedeutung der Individuen ständig zunimmt. Inmitten einer Natur, die auf besondere, individuelle Bedürfnisse keinerlei Wert legt entsprechend ihren eigenen Gesetzen, stehen wir als Menschen herausgefordert vor der Frage, wie wir uns beziehen sollen und können. Die Paläontologen sind an dieser Stelle mit ihrem Befund ziemlich sicher: die Religion wurde nötig, als zum ersten Mal auf dem Planeten Erde Lebewesen entstanden, denen der Tod zum Problem wurde, mit einem Wort, denen die biologischen Antworten zur Sinnverleihung der Lebenszusammenhänge absolut nicht mehr ausreichend waren. Wir Menschen sind eine Spezies, die nicht mehr damit zufrieden sein kann noch will, dass man auf die Frage „Warum existierst Du“ nichts Weiteres zur Auskunft gibt, als um das Leben, das du bist, weiterzugeben, - also in der Schopenhauerschen Mechanik das Rad der Qual noch ein paar Windungen weiterzudrehen. Was wir wissen möchten und wissen müssen, ist, was für eine Bedeutung wir in unserem individuellen Leben haben.

Und keine Naturgesetzlichkeit kann irgendeine Auskunft über die Bedeutung von uns als Individuen vermitteln. Die abstrakte Allgemeinheit aller Naturgesetze mag uns erklären, wie es uns geben kann; es wird aber niemals damit gesagt, warum es uns geben sollte. Und an dieser Stelle beginnt die ganze Aufregung.

Es beginnt schon damit, dass wir den Begriff der Subjektivität einführen. Wir können heute mit den Mitteln der Bioneurologie zeigen, wie Bewusstsein entsteht, wie Geist entsteht, wie Selbstbewusstsein sich bildet, welche Vorgänge an neuronalen Verschaltungen dazu gehören, den externen und internen Input über bestimmte Zeiträume, 1,5 Sekunden etwa, zwischen Altgedächtnis und aktueller Erfahrung in der Zeit zu integrieren. So können wir alles das verstehen und werden dennoch nie begreifen, was das in der Innenseite bedeutet, was wir ein Gefühl nennen. Wir können das Gefühl der Liebe, wir können möglicherweise den Tanz der Hormone beschreiben, die Wirkung der Neurotransmitter in unserem Gehirn, wir werden darüber aber nicht im Stande sein, das Gefühl von innen her, die subjektive Seite des Gefühls zu erklären.

Oder nehmen Sie's noch einfacher. Sie könnten über die Neurobiologie des Farbensehens so gut Bescheid wissen, wie es seit den 50er und 60er Jahren uns möglich geworden ist. Nehmen wir an, Sie seien ein Neurologe, der alles wüsste über das Farbensehen, er wäre selber aber farbenblind, würde ihm niemals zugänglich sein, was die Bedeutung der roten oder blauen Farbe sein könnte, für jemand, der sie sieht, - dass eine Frau vollkommen anders erscheint ob sie ein rotes Kleid anhat oder ein blaues, und was für eine Bedeutung es macht, wenn sie

sich plötzlich in grau oder schwarz hüllt. Es geht nicht darum, dass ein bestimmter Informationsfluss blockiert würde, es geht darum, dass die Physik mit allen Erklärungen die Innenseiten des Subjekts völlig außer acht lassen muss, - ein Unterschied der Methodik, auf den Wilhelm Dilthey vor mehr als 120 Jahren bereits hinwies. Er meinte, dass wir beim Zugang auf die Wirklichkeit zwei Verfahren deutlich voneinander unterscheiden sollten: das Erklären der objektiven Sachverhalte und das Verstehen der Innenseite der Wirklichkeit. Verstehen ist ein wunderbarer Ausdruck, wie ein Subjekt sich einem anderen Subjekt annähert. Sie werden das, was Ihre Frau, was Ihr Mann fühlt, von außen vielleicht an bestimmten Körperreaktionen absehen können, wie sie oder er es aber erlebt, werden Sie nur zu wissen bekommen aus den Selbstmitteilungen, die sie oder er Ihnen anvertraut. Ein Subjekt zu verstehen bedeutet, dass es sich mitteilt an Sie und sich öffnet für Sie, im Austausch eines Dialogs, einer Kommunikation. Nur so hat ein Subjekt den Mut, sich in diese Welt zu getrauen.

Und gehen wir noch einen Schritt weiter, reden wir von Personalität. Die Neurologen mögen erkennen, wie Bewusstsein und Selbstbewusstsein sich in unserem Kopf bilden. Was wir Person nennen, ist hingegen kein Produkt mehr eines einzelnen Gehirns, sondern entsteht im Austauschprozess zwischen Gehirnen, zwischen Bewußt-seinszuständen, dialogisch also. Und ich wage zu sagen, dass in dieser Ungesichert-heit des Personalen, in einem Gebilde, das durch die Menschheitsevolution sich selber gezeugt hat, eine Frage sich ergibt, die die Natur uns nie mehr beantworten kann. Wir sind die einzigen Lebewesen, die an die Weltwirklichkeit Fragen richten, auf die die Natur selber definitiv keine Antwort zu geben vermag. Wer sind wir als Person?

Noch ein Stück weiter: Wir entdecken uns in unserem Handeln als frei und verantwortlich, - auch darüber in einer möglichen Diskussion mit der Neurologie und den durchaus berechtigten Zweifeln am Freiheitsbegriff. Sören Kirkegaard wusste, dass mit der Entdeckung der Freiheit Angst verbunden ist, eine Idee, die bei Heidegger aufgegriffen wird. Es ist nur möglich, dass wir ins Leben uns getrauen, wenn wir über alle Schuld und alles Scheitern hinweg glauben können, dass wir umfassen und getragen sind von einer anderen Person, die möchte, dass wir sind. Wenn Sie jetzt beginnen unter diesen Vorgaben, die Bibel zu lesen, haben Sie einen ganz anderen Eindruck. Es fängt an mit der Geschichte von Kain und Abel, von Menschen die genau das nicht mehr spüren können, dass sie gewollt und gemocht sind. Und Sie erleben die Psychodynamik ihrer Einsamkeit und Verlorenheit, den sie zu Mördern machenden Konkurrenzkampf untereinander. Es ist zum ersten Mal, dass wir anfangen zu begreifen, wie ungeheuerlich es wäre, wenn wir nur die Natur als Interpretation des menschlichen Daseins zuließen. Und wir verstehen, was Religion uns sagen möchte. Sie fügt der ganzen Natur etwas hinzu, das in ihr nicht liegt: Mitleid, Güte, einen Willen, der uns sagt, wir als Individuen seien umfassen von einem Willen, der in Freiheit mochte, dass wir sind.

Wenn es so stimmt, müssen wir den ganzen Schöpfungsglauben noch einmal neu von der Gegenseite her buchstabieren, nachdem wir ihn aus den Modellen der Welterklärung herausgelöst haben. Beginnen wir zu fragen, wie es denn überhaupt dahin kommen mag, die Welt als eine Schöpfung zu entdecken. Die Visierlinie ist

abgebrochen, mit der wir über die Welt peilen konnten, um gegen den Himmel schauen, um Gott zu sehen. Umgekehrt, wir brauchen dringend als Personen ein Gegenüber, das uns lehrt zu glauben, wir in unserer Existenz seien wirklich etwas Berechtigtes. Anders ausgedrückt: es ist das Empfinden des Gemochtseins, das uns allererst auf die Idee bringt, gemacht worden zu sein. Einfacher: wir entdecken überhaupt die Welt als Schöpfung erst, wenn wir in der menschlichen Existenz in ein Vertrauen hineingeführt werden, das uns trotz der Unheimlichkeit der Weltwirklichkeit dankbar genug sein lässt, daß wir beginnen können an einen Gott zu glauben. Der Gedanke, der sich darin ausspricht, ist zum theologischen Konzept erhoben worden im Johannesevangelium. Sie alle kannten den Satz, den ich eingangs zitierte: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“; das Johannesevangelium aber, am Weihnachtsmorgen gelesen in den katholischen Kirchen, beginnt mit einer Art Gegenerklärung: „Im Anfang war das Wort“, und Johannes möchte sagen, wir kämen niemals auf die Idee, dieses Werk der Welt als das Werk eines Gottes zu konzipieren, außer ein jeder von uns fühlte sich in seinem eigenen Herzen gemeint und geliebt angesprochen. Unser eigenes Personsein vollzieht sich, wenn es so steht, im Ausgriff und im Gegenüber eines absoluten Personseins eines ganz anderen, der nie ein Teil dieser Welt sein wird.

Und noch viel mehr: Es gibt eine Stelle im Johannesevangelium wo Jesus sagt, „wer mich sieht, sieht den Vater“ in Antwort auf die Bitte des Philippus „Jesus zeige uns den Vater“. Das Johannesevangelium will offenbar sagen, dass wir den väterlichen oder wenn Sie so wollen, den mütterlichen Hintergrund der Welt überhaupt nur erkennen können in der Gegenwart eines Menschen, der uns den Himmel öffnet mit seiner Güte, und in den nachfolgenden Gestalten all derjenigen die es gleichermaßen unternehmen. Der Grund, weswegen wir an Gott glauben, ist das Vertrauen in eine Liebe, die wir in der ganzen Welt sonst nicht finden. Mit einem Wort: Die Religion, sage ich noch mal, ist nicht nötig, um die Welt zu erklären, die Religion brauchen wir, um ihrer Unmenschlichkeit als Menschen stand zu halten. Die Religion ist nicht nötig, dass sie uns bewundernd die Kausalzusammenhänge als Zeugnis der Weisheit Gottes dartut, sie ist aber dringend nötig, um in einer Weise an die Liebe zu glauben, die es uns erlaubt, menschliche Weisheit zu realisieren als Auftrag des Göttlichen und damit die Menschwerdung im eigentlichen Sinne überhaupt erst zu beginnen.

Konrad Lorenz konnte noch sagen, das „missing link“ zwischen Affe und Mensch seien wir selber, und wollte sagen, wir tragen soviel Sehnsucht in unserem Herzen nach dem, was Menschsein heißen könnte, und wünschen es uns so sehnsüchtig, wie im Neuen Testament der Mann aus Nazareth das Reich Gottes zum Greifen nahe glaubte. Dabei leben wir auf eine Art, die immer wieder zurückfällt un Jahrtausende in die Steinzeit. Wie beginnen wir, an das Kostbarste in uns Menschen zu glauben, und damit den Hintergrund der ganzen Welt als gütig wahrzunehmen?

Es sind die Bilder des väterlichen Gottes, eines begleitenden Gottes in der Gestalt eines Hirten, und nicht vermissen möchte ich zu sagen, eines vergebendes Gottes als Richter am Ende unseres Lebens. Die Natur in der darwin'schen Beschreibung verzeiht nicht einen einzigen Fehler, - von Schuld gar nicht zu sprechen. Umso mehr brauchen wir fehlbare Menschen in unserer Freiheit eines Gegenübers, das

uns umfängt und uns sucht als Verlorene. Für all diese Inhalte brauchen wir Religion.

So mögen Sie zum Abschluss noch fragen, hat also denn das menschliche Gehirn Gott geschaffen eher, als dass Gott unser Gehirn geschaffen hat? Wir müssen darauf antworten: Die Evolution hat uns ein Gehirn geschenkt, das ständig Fragen mit sich trägt, die es nicht beantworten kann ohne den Ausgriff auf ein Absolutes an Güte, Liebe und Freiheit und Personalität. Dies ist der Grund an Gott zu glauben. Dieser Gott aber darf kein Teil der Welt sein, damit wir uns als Menschen in dieser Welt durchhalten in unserer Humanität.

Was ich Sie damit lehren möchte ist, wenn Sie so möchten, keine romanische, mittelalterliche Frömmigkeit mehr, eher eine augustinische oder gotische Frömmigkeit. Hoch wie die Kathedralen wächst der Wunsch von der Erde geradewegs in den Himmel hinauf in den immer dünner werdenden Wänden mit ihren Lichtstürzen aus Glas, Bilder des Göttlichen entwerfend. Und es ist diese Achse, die von Augustinus über Martin Luther, Blaise Pascal, Sören Kirkegaard hinüberführt in eine Glaubensbegründung ganz und gar im Sinne der Existenztheologie. Der Grund dafür, dass es Religion gibt, ist die Existenz von uns Menschen, die ohne religiöse Vorgaben sich zu vollziehen nicht imstande sind. Was Kant in seinen Postulaten ahnte, lässt sich im vollen Ernst nachbilden in den Erfahrungen, die wir als Menschen machen. Ein Glaubentyp erwacht dabei, den wir nicht mehr beschaulich jenseits unserer personalen Erfahrungen dozieren können, sondern der augenblicklich identisch ist mit dem Selbstverständnis unserer eigenen Person. Und wir müssen die Konsequenzen daraus ziehen für unsere Lebenswirklichkeit. Glaube also als Lebensprägung, als eine Weise, die Welt zu betrachten, aber nicht länger mehr als eine Art der objektiven von der eigenen Existenz entlastet sich vollziehenden Welterkenntnis. Sagen wir es mit den Worten des Augustinus: Es gilt, in der Liebe zu Gott, „in deo“, am Ende sogar die Welt lieb zu gewinnen mit ihren Tragödien, Leiden und Qualen. Irgendwann endet der Kampf ums Dasein und öffnet sich zur Güte eines universalen Mitleids. Das zu ermöglichen wäre die Aufgabe des Religiösen und es ist identisch mit der Botschaft Jesu, identisch mit seiner zentralen Auslegung der Wirklichkeit Gottes.

Fassen wir es zusammen, dieses „amare mundum in deo“, mit einem kleinen französischen Bonmot: „C’ est la nuit qui’ il est beau de croire à la lumière“ „Es liegt an der Nacht, dass es schön, ist an das Licht zu glauben“.

In diesen dunklen Dezemberwochen wollte ich Ihnen ein wenig diese Art der Betrachtung nahelegen, im vollen Bewusstsein, wie aufregend sie sein kann.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit.

Literaturhinweis:

Dr. Eugen Derwermann, .. und es geschah so“. Die moderne Biologie und die Frage nach Gott. Walter Verlag 1999 ISBN 3-530-16899-8

Anmerkung :

*Die Transkription haben Paul G. Roßnagl und Susanne Sachs besorgt;
sie ist durchgesehen und autorisiert von Prof. Dr. Eugen Drewermann*